

Auswanderer Schicksal in Russland

Erläuterungen zum Stammbaum der
Familie Schardt
1810-1940

*Dem Gedenken
meiner unvergesslichen tapferen Lebensgefährtin
ANNA -Annette- geb. Tremmel
und der in Russland gebliebenen Deutschen gewidmet*

*Es ist für mich ein Gefühl der tiefen persönlichen
Befriedigung diese Angelegenheit noch geschafft zu
haben.*

N. Schardt

Auswandererschicksal in Russland

Dargestellt anhand genealogischer Erläuterungen zum

Stammbaum der Familie des „Johannes Schardt“

Ausgewandert aus Leimersheim / Pfalz im Jahre 1809

Vorwort des Verfassers Nikolaus Schardt, geb. 5. März 1879,

derzeit wohnhaft im Bürgerheim auf dem Heinrichsberg in

Weil der Stadt / Kreis Leonberg / Wttbg.

Die Erkenntnis, daß unsere jüngeren Generationen sehr wenig von ihrer eigenen Sippe und den Vorfahren wissen, veranlasste mich, trotz mancher Schwierigkeiten und meines hohen Alters, die Ausarbeitung eines

Stammbaumes der Familie SCHARDT

In Angriff zu nehmen. Die Zeit beginnt mit der Einwanderung meiner Urgroßeltern Joh. Schardt und seiner Ehefrau Katharina, geb. Hammer nach Südrussland im Jahre 1810.

Die Aufstellung umfasst alle Nachkommen, die in Russland geboren wurden, sowie einen geringen Teil der nach dem Zusammenbruch Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland geborenen Familienangehörigen, die nunmehr als Rückwanderer in der deutschen Heimat leben und wirken.

Die einzelnen Feststellungen beruhen auf verbürgten Angaben und glaubwürdigen Quellen, meist Familienangehörigen. Sie umfassen insgesamt etwa 700 Seelen, so daß es unmöglich ist, von allen den Lebenslauf, die wirtschaftliche und die kulturelle Bedeutung zu erfassen und zu schildern.

Als Beispiel aber für die Fülle der Erscheinungen habe ich meinen eigenen Lebenslauf dargestellt, anhand dessen sich alle Interessenten ein plastisches Bild vom Leben und Wirken, von Sorgen und Erfolgen und dem vielgestaltigen Schicksal der Auswandererfamilien und ihrer Nachkommen machen können.

Weil der Stadt

Im Jahre 1960

Nikolaus Schardt

Als Sprössling deutscher Auswanderer, die 1809 aus der Rheinpfalz vom Dorfe Leimersheim nach Südrussland auswanderten, erblickte ich als Glied der dritten Generation und als russischer Staatsangehöriger das Licht der Welt:

Man schrieb den 5. März 1879, was dem 20. Februar alter, russischer Kalenderrechnung entsprach.

Meine Wiege, die mich als drittletztes Kind von elf Geschwistern aufnahm, stand auf dem Landgut „Lariewka“ meiner lieben Eltern. Es lag im Kreise und Gouvernement Cherson, ca. 20 km von der Stadt Nikolajew entfernt und am linken Ufer des Flusses „Ingul“.

Das war folgendermaßen gekommen:

Die schweren Zeiten der Napoleonischen Kriege hatten fast alle europäischen Völker getroffen, insbesondere Deutschland, wo viel bittere Not und Elend herrschten und Anlass waren, dass viele Familien einen Ausweg aus ihrer verzweifelten Lage darin suchten, daß sie sich, wenn auch schweren Herzens zum Verlassen der angestammten Heimat entschlossen, um dem kümmerlichen Vegetieren ein Ende zu bereiten und eine aussichtsvolle Zukunft anzugehen.

Schon früher, unter der deutschblütigen Zarin Katharina II., die man die Große nannte, waren deutsche Auswanderer ins weite Russland gerufen worden um große Steppengebiete im Norden und an den Ufern der Wolga zu besiedeln und zu kultivieren. Nunmehr, unter der Regierung des Zaren Alexander I. sah man die großen, völlig brachliegenden Landflächen im Süden des Reiches für eine Besiedlung vor, insbesondere im Gouvernement Cherson, unweit des Schwarzes Meeres.

Ein Erlass des Zaren vom Jahre 1804, ein sogenannter „UKAS“ bot den Einwanderern aus dem europäischen Westen großzügige Bedingungen:

Jede Familie sollte 60 Desjatin (ca. 66 Hektar) Land erhalten, dazu 100 Rubel Bargeldhilfe und Steuerfreiheit für den Landbesitz, eigene Dorfverwaltung mit eigenem Schulwesen, eigene Schulzen und Oberschulzen, die von den Dorfgemeinschaften gewählt wurden, dazu eigene Beisitzer und Schreiber, die jeweils für einen Amtsbezirk als Helfer gewählt wurden. Bis etwa zum Jahre 1875 bestand völlige Befreiung vom Wehrdienst und schließlich wurde auch Religionsfreiheit, eigene deutschsprachige Kirchen und die Deutsche Sprache für die Schulen zugestanden.

Insgesamt also ein Angebot mit stärkster Anziehungskraft, zumindest aus weiter Entfernung.

Es war aber vorgesehen, daß die deutschen Siedler und selbstverständlich alle ihre Nachkommen russische Staatsangehörige werden mussten.

Die eingebürgerten Familien blieben jedoch durch Generationen hindurch stets eine Art Sonderschicht im Lande und sie hatten auch von der Regierung die Bezeichnung

„Eigentumssiedler“ zugeachtet bekommen, worüber entsprechende Urkunden ausgestellt wurden.

Die Urkunden der eingeborenen, altrussischen Bevölkerung trugen die Bezeichnung „Bauernstand“, unterschieden sich also schon in der amtlichen Bezeichnung von den deutschen Siedlern. Man darf hierbei annehmen, daß regierungsseits die Absicht verfolgt wurde, eine klare Trennung zwischen den freien deutschen Ansiedlern und den noch in der Leibeigenschaft lebenden Russen zu schaffen, denn diese dachten, weil sie es ja nicht anders wussten, lebten und schafften ausschließlich als Angehörige ihrer Herren, der allem Fortschritt wenig aufgeschlossenen Gutsbesitzer.

Erst viel später, im Jahre 1862 erfolgte durch Zar Alexander II. die Befreiung der Bauernschaft von der Leibeigenschaft, eine für damals hochherzige und weitblickende Tat, die Alexander den Beinamen „Befreier-Zar“ eintrug.

Bis zum Ausbruch des unglückseligen ersten Weltkriegs im Sommer 1914 genossen die deutschen Siedlerfamilien völlige Freiheit der Sprache, des Glaubens und des, sich ungeahnt entwickelnden Schulwesens, wobei nur gelegentliche, kleine Verwaltungsmaßnahmen zu verzeichnen waren, die das Wesentliche keinesfalls antasteten. Beispielsweise gab es in der 4. oder 5. Generation noch Leute, vornehmlich Frauen, die eigentlich nur Deutsch sprachen, da sie die russische Sprache kaum oder gar nicht beherrschten.

Der oben erwähnte kaiserliche UKAS nun, mit seinen vielversprechenden Zusagen, veranlasste so manche deutsche Familie in Baden, Württemberg und in der bayrischen Rheinpfalz, Hab und Gut zu packen, um von dem Angebot Gebrauch zu machen, wobei sie den Mut zu dem ungeheuerlichen Unternehmen und Risiko aus der Hoffnung schöpften, endlich wieder auf einen grünen Zweig zu kommen.

Musste doch die Heimat, Grund und Boden und fast alles Hab und Gut, das einem ans Herz gewachsen war, ja sogar die Eltern, Verwandten und Freunde aufgegeben werden, wobei an ein Wiedersehen überhaupt nicht gedacht werden konnte. Man zog in die weite Welt, nach unbekanntem Ländern und Orten, um in der Fremde eine neue Heimat zu finden, sich eigenen Besitz zu schaffen und einen neuen Herd zu gründen. Zeitumstände und das lockende Anerbieten des Zaren aber ließen alle Bedenken und Einwände schwinden, zumal, da die erwachsene Jugend als vollberechtigt zugelassene Familie galt, sowie sie heiratete. So bildeten sich allenthalben Familiengruppen, die an bestimmten Tagen mit fertig beladenen Gespannen zur Abfahrt bereit stehen mussten.

Eine dieser Auswanderergruppen war die aus Leimersheim/Rheinpfalz die am 9. Mai 1809 abreisen sollte. Zu ihr stieß zuguterletzt ein 20ig-jähriger, junger Mann, der „Johannes Schardt“ hieß und am 27. Januar 1788 geboren war. Erst einen Tag vor der Abfahrt wurde er getraut, um sich dann mit seinem überraschend jungen Ehefrau M. Katharina Josepha geb. Hammer (geb. 5. Mai 1796) als junge Familie den Auswanderern als vollberechtigte Siedler anzuschließen.

Diesem Ehepaar, die meine Urgroßeltern waren, entsprang eine große Zahl von Nachkommen, worüber beiliegende Ahnentafel nähere Aufschlüsse gibt. In ihr, die ich als genealogische

Stammtafel zusammengestellt habe, versuchte ich alle Verzweigungen bis zur Rückwanderung der einzelnen Familien aus Russland zu erfassen. Das ist ein Zeitraum von über 130 Jahren und ein erster Blick auf die Stammtafel zeigt ein phantastisches Bild, das jedoch lautere Wirklichkeit ist. Dabei kann man ruhig sagen, daß das unmenschliche Blutbad der Revolution von 1917 und die Verschleppung und Verjagung, sowie die Verbannung nach Sibirien das gewonnene Bild um etwa 25% kürzt, weil von diesen Familien keine Angaben vorliegen.

Als in Sommer 1941 die deutschen Truppen die Ukraine besetzten, kamen sie am 30. August auch in die Kolonie Karlsruhe. Damals wurden alle Einwohner statistisch erfasst. Man zählte: 2534 Seelen im Ort, vertrieben waren 137, verbrannt 132 und ermordet 72. Als Gefallene zählte man 20. Insgesamt waren dies 449 Familien, denen vorher 589 gegenüberstanden. Der Anteil an Männern und Frauen war ungefähr gleich groß.

Was nun das unglaublich jugendliche Alter meiner verehrten Ur-Großmutter bei der Eheschließung anlangt, so liegen hierfür einwandfreie Unterlagen vor, die ich von der Gemeinde Leimersheim erhielt. Eine Abschrift der Trauungsurkunde zeigt die klaren Daten und sogar einen nicht unwichtigen Hinweis „tags darauf am 9. Mai, wanderte das jugendliche Ehepaar aus“. So begann damals eine wohl einmalige Hochzeitsreise, die sich von allen bäuerlichen und bürgerlichen Vorstellungen stärkstens unterschied. Man fragt sich unwillkürlich, was einen so jungen Mann bestimmt haben mochte, ein halbes Kind von 13 Jahren zu heiraten, um unmittelbar hinterher in eine ebenso ferne, wie fremde Welt zu ziehen?

Es ist wohl die gleiche Überlegung, wie sie auch bei uns nach dem Zusammenbruch des Hitlerreiches anzutreffen war, dass nämlich die Menschen ihre Zukunft in der Heimat als völlig verloren und aussichtslos betrachteten und im Vertrauen auf die eigene Kraft und ein gütiges Geschick auswanderten, um besseren Zeiten entgegenzugehen, wie etwa in USA, Kanada, Australien oder Südafrika, ohne vom Vater Staat mehr zu erhalten, als eine sachliche Beratung. Die Alten der ersten Siedler in der Kolonie erzählten sich auch, daß mein Ur-Urgroßvater bis zuletzt gegen die Pläne seines Sohnes war und so geschah es, daß die eigentlich heiratsfähigen Mädchen ganz einfach vergriffen waren – soweit sie sich zur Auswanderung entschließen durften oder konnten. Der für die Abreise festgelegte Termin zwang dann den zur Auswanderung entschlossenen Schwärmer zu besonderer Tat, d.h. zur Hochzeit mit diesen kühnen und tapferen, dreizehnjährigen Mädchen, das nunmehr mitkommen konnte.

Der Tag der Trennung und des Abschieds, des Verlassens der lieben Heimat war also der 9. Mai 1809. Je nach Möglichkeit und Wohlstand wurden die einzelnen Gespanne mit Pferden, Ochsen oder Kühen versehen, um dann einen mühsamen Weg von über anderthalb tausend Kilometern nach dem Osten anzutreten, der Monate hindurch dauerte.

Voller Hoffnung bewegten sich alle nach dem fernen Ziel, nach der neuen Heimat, irgendwo am Schwarzen Meer, wo man ein eigenes Dach bauen wollte und eine gesicherte Zukunft erwartete, die ein menschenwürdiges Leben versprach. Unbeschreiblich mühsam und schwierig war der Weg – denn es ging ja nur sehr langsam. Es waren Zeiten, in denen man noch keine Eisenbahn kannte oder andere, moderne und rasche Verkehrsmittel. Man treckte wochen- und monatelang und konnte trotz aller Anstrengungen das Ziel im gleichen Jahre der Abreise nicht

mehr erreichen. Man dachte sich auf einer Reise ans Ende der Welt und man musste das Herz fest in beide Hände nehmen und fand nur in dem Wissen, daß in der Nähe des Bestimmungsortes schon andere deutsche Auswanderer wohnten, einen gewissen Trost. In Odessaer Kreis, im Kutschurgauer Gebiet, das ca. 60 km von Odessa entfernt ist, hoffte man den einfallenden Winter überdauern zu können, und mit dem letzten Einsatz der verbliebenen Kraft schaffte man auch noch diese letzte Strecke. Nun war an ein Weiterkommen vor dem nächsten Frühjahr nach beendeter Schneeschmelze nicht mehr zu denken und man war dankbar und überglücklich, wieder bei Menschen zu sein, mit denen man sich verständigen konnte. Die ortsansässigen, braven deutschen Siedler aber konnten bei bestem Willen in ihren kleinen Lehmhäusern wegen Platzmangel nur die Alten und die Mutter mit kleinen Kindern unterbringen. Alle anderen mussten sich in Erdlöchern einrichten, die mit Rohr ausgekleidet und abgedeckt wurden und so unter primitivsten Umständen das Frühjahr abwarten, denn vorher war mit den schwerfälligen Gespannen nicht weiterzukommen. Es entstanden unter solchen Zuständen allerhand Krankheiten und so mancher liebe Kamerad musste zur ewigen Ruhe bestattet werden, lange ehe man das gelobte Land im immer noch 180 km entfernten Ansiedlungsgebiet BERESAN im Chersonesischen erreichte. Das Wort Beresan stammt von einem ausgetrockneten Flüsschen, das früher in den Ingul mündet, der sich seinerseits bei Nikolajew mit dem Bug vereinigt, der seinerseits bei Otschakoff ins Schwarze Meer fließt.

Unter der Führung des Oberschulzen Franz Brittner kam man im Frühjahr 1810 schließlich nach Odessa, wo nicht nur die benötigten Dokumente als Ansiedler ausgehändigt wurden, sondern auch die ganzen, für die Landübernahme erforderlichen Akten. Das zugeteilte Land war ungefähr 120 km von Odessa entfernt und man war jetzt schon etwas froheren Gemüts. Nach einer Gesamtmarschzeit von etwa einem Jahr kam man ans Ziel: eine zunächst öde Steppe im Kreise Odessa, etwa 40 km von Nikolajew entfernt, wo nichts wuchs, als meterhohes Bocksbartgras und ein Unkraut, das die Russen Burjan nannten. Auf der rund 5450 Desjatin großen Siedlungsfläche aber standen gleichsam als Beweis und Fingerzeig, daß hier Menschen wohnten und leben können, zwei alte, zum Teil dürre Birnbäume. Immerhin Bäume, die einen wohltuenden Eindruck machten und an die sich neue Hoffnungen klammerten. Man darf nicht vergessen, daß bei der Ankunft im Siedlungsgelände die Enttäuschung groß war und dementsprechende gedrückte Stimmung herrschte. Das ist menschlich sehr wohl zu verstehen, denn ein Zurück gab es nicht und für alle war das Los für ein neues Lebensschicksal gefallen. Nun hieß es doppelt frisch und hart anzufassen, wovon sich auch keiner ausschloss!

Der russische Staat und die Provinzialbehörden waren bei der Landzuweisung ziemlich großzügig verfahren und hatten manche Senkung und manchen Hügel nicht als Ackerland angesprochen, so daß ein Flächenüberschuß von rund 10% vorhanden war, nachdem sich die Familien und die Gemeinde genau an die Parzellierungsbestimmungen gehalten hatten. Dieses neben dem Ackerland zusätzlich auf dem Siedlungsgelände liegende Land wurde später Schafweide und auch als Viehweide benutzt, so daß der Landüberschuß schließlich für die Allgemeinheit nutzbar gemacht werden konnte.

Als es zum Aufbau ging, wählte man die bestgeeigneten Plätze für die Anlage der eigentlichen Höfe, also für Wohnhaus mit Anliegen der Tenne. Anfangs vornehmlich entlang beider Seiten

des Fuchstales. Dann begann man Brunnen zu graben und mit dem Bau der Lehmhäuschen. Die Höfe lagen alle entlang einer breiten, langen Straße und lagen sich fast symmetrisch gegenüber. Die Hofplätze hatten alle so ziemlich die gleiche Größe und die Häuschen wuchsen wie Pilze aus der Erde.

Wichtig war der rechtzeitige Beginn der Feldarbeit, wobei die erste Aussaat natürlich klein war, denn die Kräfte langten nur für eine Bestellung von etwa 20% der zugeteilten Ackerflächen. Aber man kam trotz aller Schwierigkeiten merklich vorwärts und bis der Winter kam, waren die Wohnbauten alle einigermaßen wohnlich. So gestalteten sich die Anfänge einer deutschen Siedlung in Südrussland, die später zu den schönsten und reichsten zählte. Sie erhielt zur Erinnerung an die alte Heimat den Namen:

„Karlsruhe“.

Dieser Name bestand bis zum Rückzuge der deutschen Truppen aus Südrussland während des zweiten Weltkrieges in allen Ehren. Dann aber begann die große Rückwanderung auch für die Deutschen, die noch übrig waren, als Auswirkungen der grausamen Revolution von 1917, der anschließenden Verschleppungen und Verbannungen einigermaßen überwunden waren. Die aufgeblühte, neue Heimat wurde aufgegeben, um nach Deutschland zu ziehen, wo man erneut vor einem ungewissen Schicksal stand.

Blicken wir noch einmal zurück: Im Jahre 1811 hatte auf Anordnung des damaligen Schulzen in der Kolonie Karlsruhe eine Einwohnerzählung stattgefunden, die folgendes Ergebnis hatte: Gezählt wurden 71 Familien, davon 42 aus Baden, 26 aus der bayrischen Pfalz, 3 aus dem Elsass mit zusammen 303 Seelen.

An Inventar vermerkte man: 69 Wagen, 72 Pferde und 215 Rinder. Aus diesen kleinen Anfängen nun hatten die Siedler in verbissenem Ringen und mit härtesten Anstrengungen ihr Karlsruhe entwickelt, und Schritt für Schritt zu einer wohlhabenden Gemeinde gestaltet, auf die jedermann stolz war.

Mann hatte auch, sobald man daran denken konnte, eine Art Schule aufgebaut und man weiß aus den Überlieferungen, daß die Dorfbewohner die gut lesen und schreiben konnten, den Winter über als Lehrer tätig waren, um den Kindern das Nötigste an Schulkenntnissen, vor allem Lesen und Schreiben beizubringen. Besonders war hierbei der ehemalige und mit ausgewanderte Berufslehrer, Nikolaus Schüler. Nun darf man nicht übersehen, daß bei der anfänglichen, allgemeinen Arbeitsüberlastung, die Kinder, sobald es irgend ging, in dem bäuerlichen Betrieb mit anfassen mußten und manche Arbeit sogar alleine zu erledigen hatten. Ein geordneter Schulunterricht, wie dies später selbstverständlich war, machte daher größte Schwierigkeiten. Über diese ersten Schulanfänge sind kaum Aufzeichnungen vorhanden und dieser provisorische Zustand dauerte bis gegen 1828, wo man diesem wichtigen Gebiet mehr Aufmerksamkeit zuwenden konnte. Jetzt erstellte man einen besonderen Bau für Schulzwecke, richtete diesen ein und jetzt konnte man sich auch einen richtigen Lehrer leisten, der sich um die geistige Entwicklung der Kinder annahm.

In dieser Karlsruher Schule, die zielbewusst ausgebaut wurde, erhielt auch mein 1842 geborener Vater seinen ersten Unterricht, leider nur kurze Zeit, denn er wurde als Ältester von 9 Geschwistern in der Wirtschaft gebraucht, wo er geradezu unentbehrlich war. Trotz allem lernte er die russische Sprache in Wort und Schrift ziemlich leidlich. Ich entsinne mich noch gut an seine Worte, als ich ihn gelegentlich auf einige Fehler in russischer Schrift aufmerksam machte: Kein Wunder, mein Junge!

Meine Schule kostete meinen Vater auch nur zehn Rubel, während mich deine Schule einige tausend Rubel gekostet hat. Ich war nämlich auf die Oberschule nach Odessa gekommen, wo alle Möglichkeiten einer umfassenden und guten Weiterbildung gegeben waren. Ich werde auf die weitere Entwicklung des Schul- und Kirchenwesens noch zurückkommen.

Als Bauern und Landwirte, die Überall eng mit der Mutter Erde verwachsen sind hatten die ersten Siedler natürlich in den Anfängen besondere Sorgen und Mühen und noch mehr Arbeit. Ein großer Vorteil war es, daß man zur Verarbeitung und Vorbereitung des Ackerlandes keine Düngemittel brauchte, wie das in der alten Heimat stets der Fall war. Aber man konnte den schweren und kompakten Boden auch nicht mit einem oder zwei Pferden bearbeiten, wie dies in der deutschen Heimat üblich war, sondern man brauchte wenigstens 4 Pferde oder 2 paar Ochsen vor dem Pflug, um den Boden, notwendigerweise, mindestens 15 cm tief zu pflügen. Das brachte gewichtige Zeitprobleme mit sich und gab Veranlassung, sich um die Aufzucht kräftiger Tiere zu kümmern, wie dann auch starke und schöne Pferde der Stolz der deutschen Bauern wurden. Auch die Schafhaltung hatte sich infolge des als Weideflächen verwendeten Landüberschusses gut entwickelt und der Gemeinde steigende Einkünfte gebracht.

Die Ansiedlerfamilien waren meistens sehr kinderreich. Man wusste nichts von einem 1 oder 2 Kinder-System, wie dies heutzutage bei uns so häufig anzutreffen ist, sondern man hielt sich mehr an das ganze Dutzend. Ja, ich habe sogar Familien gekannt, die 18 und 22 Kinder hatten.

Dieser Kinderreichtum war natürlich am Anfang für die Wirtschaft von Vorteil und zwar so lange, als jede Familie noch über die volle Quote ihrer 60 Desjatin verfügte. Als nun aber die Kinder grösser wurden und schließlich heirateten, da mußte man das zugeteilte Land mit ihnen teilen, was zu einer Zerstückelung der Parzellen führte, obschon man sich bemühte, der jüngeren Kinder wegen, den Landbesitz möglichst ungeteilt zu erhalten.

So bestand in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein ausgesprochener Mangel an Ackerland in der Kolonie Karlsruhe. Dieses mit dem Kinderreichtum verbundene Problem breitete vielen Eltern große Sorgen, da sie ja ihren jungverheirateten Söhnen helfen wollten und mußten. Zu dieser Kategorie gehörte auch mein Vater, der 1860 heiratete. Die Einwanderungsquote von 60 Desjatin war schon zwischen drei Brüdern des Großvaters aufgeteilt worden, die nunmehr alle Kinder hatten. Insgesamt waren unter den 9 Kindern meines Großvaters 7 Söhne, die alle Land brauchten.

Um das anstehende Problem ein für allemal zu lösen, entschlossen sich mein Vater Nikolaus zusammen mit seinem Onkel Peter und ihrem Kameraden Jakob Dauenhauer aus der benachbarten Kolonie Landau, ein außerhalb des Siedlungsgebietes gelegenes Gut zu pachten,

das ein Großgrundbesitzer abzugeben bereit war. Es handelte sich um eine beachtlich große Fläche, ca. 80 km von Karlsruhe entfernt und am linken Ingulufer gelegen. Es gehörte zum Kreise Cherson. Da diese Entfernung damals als weit galt, so betrachtete man den Umzug als eine Art zweiter Auswanderung. So versammelte sich die ganze Bevölkerung der Gemeinde, um die Umsiedler mit Bannern und Fahnen zu verabschieden und begleitete diese ein gutes Stück des Wegs. Man bedauerte die Freunde mit den Worten: „So weit weg und so weit noch jenseits des Bugs. Das ist ja weiter als Nikolaj!“, womit die Stadt Nikolajew gemeint war, deren Entfernung allgemein als die Grenze des Vorstellbaren galt. Dorthin kam selten jemand; gelegentlich nur um verkaufte Korn abzuliefern, das ansonsten in der Kolonie selbst an jüdische Getreidehändler verkauft wurde. Die allgemeine Abschiedsstimmung wird verständlicher, wenn man an die sehr weiträumige Besiedlung des Landes in der damaligen Zeit dachte, wo man an ein Wiedersehen kaum noch glauben konnte.

Die Entfernung zwischen den einzelnen Dörfern betrug oft 20 km und mehr und dazwischen wurde selten ein Mensch angetroffen. Dazu kam noch die Schwierigkeit durch fehlende Kenntnisse in der russischen Sprache, die für uns Deutsche immer schon als schwer erlernbar galt. Infolgedessen bestanden mit den eingeborenen Russen nur schwache Kontakte und es gehörte schon viel Mut und Unternehmungsgeist dazu, unter solchen Umständen auf ein weit außerhalb der deutschen Gemeinschaft gelegenes Pachtgut umzuziehen. Die kleine Pächtergemeinschaft hatte nun einige tausend Desjatin Land. Das war zunächst so viel, daß man gar nicht alles bearbeiten konnte. Die Pachtgebühr aber mußte für die ganze Pachtfläche bezahlt werden. Der Preis war an und für sich nicht teuer, etwa 50 Kopeken pro Desjatin. Trotzdem aber gerieten die 3 fleißigen Pächter bald in Zahlungsschwierigkeiten, denn die Gespanne, die Geräte und was ansonsten an Inventar nötig war, reichten eben nicht zur erfolgreichen Bestellung des Landes aus. So benötigten sie zur Bewältigung der Aufgaben und zu einer zweckmäßigen Erweiterung der Wirtschaft beträchtliches neues Kapital, das geborgt werden mußte. Um dies nun möglichst niedrig zu halten, baute man die Schafzucht aus, die sich erfolgreich gestaltete und eine Vergrößerung des gesamten landwirtschaftlichen Inventars ermöglichte. Und damit lag man richtig:

Der gute Erfolg gestattete verhältnismäßig bald, in der Nähe des bisherigen Pachtgutes ein eigenes Gut zu kaufen, nämlich das Gut "LARIEWKA" das rund 4000 Desjatin umfasste, wofür ein Desjatinpreis von 50 Rubel bezahlt werden mußte. Von diesem Besitz erhielten die beiden Älteren je 1500 Desjatin und mein Vater als Jüngster 1000 Desjatin, also genug für jeden. Das Gut lag am linken Ufer des INGUL, etwa 20 km weit von Nikolajew entfernt. Onkel Peter erhielt Haus und Hof des übernommenen Gutes und die beiden anderen bauten ihre neuen Höfe in einer Entfernung von je eineinhalb km nach eigenen Wünschen und Plänen. Außer diesen drei deutschen Familien aber waren weit und breit keine Landsleute anzutreffen.

Bald darauf wurden quer durch das Gutsgebiet die Schienen für die Strecke Charkow - Nikolajew gelegt, so daß auch die südrussische Weite von der Eisenbahn erschlossen wurde.

Auf dem Gut LARIEWKA nun wurden 8 von 11 Kindern meiner Eltern geboren und aufgezogen. Überraschenderweise gelang es während der ganzen Zeit mit der Kolonie Karlsruhe in Verbindung zu bleiben und die frühere Sorge eines Nichtwiedersehens entfiel. Der unerwartete

Erfolg der drei Getreuen und Mutigen aber gaben Anlass, daß sich immer mehr Liebhaber für Landkauf oder Pacht außerhalb der Siedlungsgebiete fanden, um ihre eigenen Betriebe zu vergrößern und damit zu Wohlstand zu kommen. Inzwischen waren auch die Kinder der Brüder meines Vaters in Karlsruhe herangewachsen. Mancher heiratete und war nun seinerseits in der gleichen Situation und stand, wie mein Vater, vor der ersten Frage einer möglichen oder unmöglichen Parzellierung des ursprünglichen Besitzes seines Vaters. Man hatte auch im Gemeindeverband versucht, dieses Problem zu lösen und Pachtland in der Nähe zu erwerben, das später durch Kauf in endgültigen Besitz übergehen sollte und konnte. So konnte schließlich durch eine weitschauende Landkaufpolitik, die auch den Zukauf von Land in größerer Entfernung von der Kolonie vorsah, mit steigendem Wohlstand die Gefahr der Zersplitterung gebannt werden. Es gab nunmehr genügend Land für den Nachwuchs.

Im Laufe der Zeit waren so achtbare Vermögen entstanden, ohne daß irgendwer im Toto oder Lotto gewonnen hätte. Es gab auch so Millionäre, allerdings hatten diese ihr Vermögen im Schweiße ihres Angesichts, durch eisernen Fleiß und größte Sparsamkeit erworben - natürlich nicht schon in der ersten Generation. Es gab im Laufe der Zeit in Karlsruhe kaum noch Familien, die nur den zugeteilten Altbesitz bearbeiteten. Etwa 3/4 dürften außer ihrer Parzelle noch 100 Desjatin und mehr eigenes Land gehabt haben. Für die ganze Kolonie Karlsruhe rechnete man mit über 50.000 Desjatin Land, das außerhalb des Siedlungsbezirks gekauft worden war. Manche hatten über 1000 Desjatin, einige 2 und 3000 und in einem Falle waren es sogar 10.000 Desjatin, die in den Besitz einer Familie übergegangen sind. Das hatte ein scharfes Anziehen der Landpreise zur Folge. Für den Desjatin = 1,1 Hektar zahlte man im Schnitt Mitte des 19. Jahrhunderts schon 50 Rubel und Anfang des 20. Jahrhunderts 300 Rubel und mehr, wobei der Rubel damals runde 2,2 Mark in Goldwährung galt.

Die Idee der russischen Zaren, die ungeheuren Landflächen im Süden ihres Reiches, die ihnen nach dem erfolgreichen Kriege gegen die Türkei zugefallen waren, mit tüchtigen deutschen Bauern zu besiedeln und nutzbar zu machen, war noch von einem weiteren staatspolitischen Gedanken getragen. Man hoffte, daß die Strebsamkeit und das Können auf die einheimischen, russischen Bauern abfärbe und sich so noch einmal zugunsten des Staates auswirke. Der Erfolg gab ihnen recht: große Fortschritte waren zu verzeichnen und entsprechende Umwälzungen in der gesamten Landwirtschaft. Diese aufsteigende Entwicklung dauerte über 100 Jahre und sie kam erst nach dem unglücklichen Ende des russisch-japanischen Krieges mit der sogenannten „Kleinen Revolution von 1905“ zum Stillstand. Das Auftauchen deutscher Siedler und Gutsbesitzer außerhalb der in sich v geschlossenen, alten Kolonien brachte natürlich verbesserte Kontakte mit den russischen Nachbarn und es war selbstverständlich, daß man sich um die Erlernung der russischen Sprache bemühte. So verstand man sich zusehends besser und errang schließlich die besondere Achtung der russischen Bevölkerung. Dies zeigte sich beispielsweise bei Kaufabschlüssen, wobei man sich an die überlieferten, russischen Bräuche hielt. Der verbindliche Handschlag spielte eine große Rolle und allenthalben dabei das Wort: „dajesch njemetzkoe slovo“ was soviel heißt als: gibst bzw. bekräftigst mit deutschen Wort! Das war so gut wie ein Vertrag, vielleicht eine Kleinigkeit nur, aber vielsagend!

Wie gesagt sind wir Kinder auf dem Gut LARIEWKA geboren und aufgewachsen. In der Umgebung des Gutes lebten nur Russen. Auch im Hause waren Russen tätig und sogar die alte Kinderfrau "Njanja" war eine Russin. So hörten wir unsere deutsche Muttersprache nur noch von den Eltern oder der Hauslehrerin, die jedoch ausschließlich mit uns Deutsch sprachen und wir Kinder unterhielten uns untereinander auch nur deutsch. Diese deutschbewußte Haltung wurde durch 2 und gar 3 Generationen als selbstverständlich gepflegt; später jedoch gab es Familien, die kaum noch deutsch sprachen und verstanden, vor allem solche, die außerhalb der Kolonien lebten und deren Kinder die russischen Schulen in den Städten besuchten. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte man begonnen, die Kinder von Familien, die außerhalb der Kolonien lebten, in die städtischen Schulen zu schicken, was jedoch in jeder Hinsicht umständlich und unbequem war.

In Karlsruhe selbst baute man 1873 ein eigenes Schulhaus mit mehreren Räumen, was sich auf das ganze Erziehungswesen und die Gemeinde sehr vorteilhaft auswirkte. Zu eben dieser Zeit war die Gemeinde Karlsruhe auch schon eine selbstständige Pfarrei geworden, wobei Schule und Kirche eng miteinander verbunden waren. Schon 1820 hatte man eine, angeblich gar nicht unansehnliche, kleine Kirche erbaut, die aber wohl nicht mehr genügt und so schritt man 1879 zum Bau einer neuen, großen Kirche, im gotischen Stil. Sie lag mitten in der Kolonie und wurde 1885 fertiggestellt. Der Voranschlag von 35.000 Rubel wurde dabei mit über 70.000 Rubel Endsumme weit überschritten. Die Zeit der einfachen Bethäuser war lange vergessen und man konnte es sich jetzt leisten, auch an die reiche, innere Ausgestaltung der Kirche zu denken, die dem Wohlstand der Kolonie entspräche, denn es gab außer der Kirche in Karlsruhe auch schon stolze Bürgerhäuser, die ruhig in einer der großen Städte halten stehen können. Das Kircheninnere wurde mit guten Gemälden ausgestattet, Fenster mit schönen Glasmalereien wurden beschafft und auch eine gute, deutsche Orgel eingebaut, so daß der als fleißiger Seelsorger und tatkräftiger Priester bekannte Pfarrer, Jakob Scherr, in einem Gotteshaus dienen konnte, auf das alle stolz waren.

Anlässlich den 100-jährigen Jubiläums des Gründungstages der Kolonie, also 1910, stand für die Feiern eine in jeder Hinsicht würdige Kirche, bestens ausgeschmückt, zur Verfügung. Inzwischen hatten sich aber die Gesamtkosten auf über 100.000 Rubel erhöht, die aber gerne aufgebracht wurden.

Der unermüdliche Pfarrer Scherr aber konnte noch weitere Verdienste um seine Gemeinde aufweisen: ihm ist der Ausbau des seit 1906 bestehenden, örtlichen Progymnasiums zum Vollgymnasium mit allen staatlichen Rechten zu verdanken, so daß nunmehr alle Bildungsmöglichkeiten für die örtliche deutsche Jugend vorhanden waren. Davon profitierte nicht nur die engere Gemeinde, sondern die ganze deutsche Bevölkerung, die rundherum auf den Gütern im Lande saßen. Ich selbst hatte noch die Oberschule in Odessa besuchen müssen, wohin ich im Jahre 1894 kam und die ich 1900 mit Erfolg absolvierte. Dabei machte die Unterbringung ihres Jungen meinen Altern große Sorge, denn er sollte doch in guten Händen, sein. Zunächst war ich in einem Internat, das aber hinsichtlich der Verpflegung und Erziehung sehr zu wünschen übrig ließ. So kam ich dann nach einem Jahr in das Haus eines Lehrers der Odessaer Oberschule, bei dem ich 5 Jahre lang logierte, ohne daß die Eltern Sorgen gehabt

hätten. Es war allerdings nicht billig, denn das Schuljahr kam für sich auf etwa 700 Rubel, was damals sehr viel Geld war und ich verstand die Bemerkung Deines Vaters in Bezug auf seine geringen Schulgeldkosten von 10 Rubel erst jetzt so ganz richtig.

Seit diesen ersten Schulversuchen war nun vieles anders geworden: Das in Jahre 1905 erbaute, große Schulhaus in Karlsruhe löste nicht nur ein Problem, denn es hatte auch ein angeschlossenes Internat für auswärtige Schüler, was bei den großen Entfernungen und schlechten Verbindungen fast unumgänglich war. Die Schülerzahlen stiegen von Jahr zu Jahr. Von 1908 bis 1914 zählte man im Jahresdurchschnitt über 300 Zöglinge und von 1914 bis 1918 über hundert Abiturienten.

Neben der Volksschule und dem Gymnasium bestand seit 1913 in Karlsruhe auch eine Mädchenschule, die von Frl. Magdalena Schardt, geleitet wurde. Zuerst waren es nur 30 Schülerinnen, aber als die Entwicklung in der Kolonie späterhin zur Umwandlung bzw. Erweiterung in ein Töchtergymnasium zwang, da zählte man 1918 immerhin mehr als hundert Schülerinnen. Leider mußte diese für die Erziehung der weiblichen Jugend so wertvolle Kulturstätte unter den Auswirkungen der Revolution von 1917 im Jahre 1918 aufgelöst werden.

Die alljährlichen Schulprüfungen der Gymnasien fanden in Anwesenheit eines Delegierten des Schulministeriums statt, der sich jeweilig in Karlsruhe von dem guten Stand und wirklichen Niveau des Unterrichtswesens in Karlsruhe überzeugen konnte. Man hatte bewiesen, daß die Genehmigung der Gymnasien zurecht erfolgt war und daß die Bemühungen von Pfarrer Scherr um das Schulwesen überdurchschnittlich erfolgreich waren und überall anerkannt wurden. Im Jahre 1892 hatte man sich auch entschlossen, ein Waisenhaus in der Kolonie zu gründen, das bestens geleitet wurde und in dem zuletzt d.h. 1918 über 120 Kinder untergebracht waren und gute Betreuung fanden.

War das Schulwesen bis Mitte des 19. Jahrhunderts bei den deutschen Siedlern noch bescheiden gewesen, so hatte sich dies also bis zur Jahrhundertwende wesentlich geändert. Da gab es schon Lehrer und Geistliche und auch einige Bürger mit Universitätsbildung, deren Zahl sich zusehends erweiterte. Auch bei ihnen zeigte sich, daß kleinen Anfängen eine starke Entwicklung folgte, nachdem das ortseigene Gymnasium die Grundlage für allseitiges akademisches Studium schuf, so daß aus Karlsruhe erfolgreiche Ärzte, Chemiker, Ingenieure usw. hervorgingen, die über den örtlichen Bereich hinaus, weithin im Lande angesehen und gesucht waren.

Ich selbst kam seinerzeit in Anschluß an die Absolvierung der Odessaer Oberschule zum Militär und diente als "Einjähriger" bis 1901 und wurde Reserveoffizier. Nach Ableistung meiner Dienstpflicht aber entschloss ich mich zu heiraten und im Herbst des Jahres 1901 wurde Hochzeit gefeiert mit meiner Braut Anna Tremmel, die ich auf dem Gymnasium in Odessa kennen gelernt hatte. Auf dem Gut der Brauteltern "KOROWINA" wurde mit 200 Gästen 2 Tage lang gefeiert. Dann begann unser eigenes Landleben, das leider nur kurz war. Immerhin haben wir als glückliches Ehepaar unser Gut über drei Jahre mit bestem Erfolg bewirtschaftet, wobei im Betrieb in den Sommermonaten bis über 70 Arbeitskräfte beschäftigt wurden. Es war schon ein ungeahnter Aufschwung gewesen, der von der dürftigen Siedlung inmitten einer öden

Steppe bis zur Wohlhabenden, wirtschaftlich und kulturell führenden deutschen Gemeinde im fernen Lande verzeichnet werden konnte. Noch im Jahre 1918 zählte man trotz aller Ereignisse in der Gemeinde Karlsruhe 260 Höfe mit 1932 Seelen. Dazu kam ein Bestand von 1944 Pferden, 1719 Bindern und 720 Schweinen - von der Masse des Kleinviehs nicht zu reden! - In Bearbeitung waren damals über 10.000 Ha Land, wozu noch das außerhalb des Siedlungsgebietes gelegene Pachtland kam, das nahezu die selben Ausmaße hatte. Die folgende Tabelle gibt eine Übersicht der Entwicklung in einem Zeitraum von rund 130 Jahren:

1811: 71 Familien, 303 Seelen, 72 Pferde, 215 Rinder

1918: 260 Familien, 1932 Seelen, 1944 Pferde, 1719 Rinder, sowie 720 Schweine

1941: 449 Familien, 2534 Seelen, nicht erfasst!

Die Steigerung bis 1941 war im wesentlichen auf das Zurückströmen vieler Familien in die Mutterkolonie, wo man sich sicherer fühlte, zurückzuführen.

Die deutsche Bevölkerung wurde im 2. Weltkrieg beim Rückzug der deutschen Truppen aus Rußland weitgehend nach Deutschland zurückgeführt. Aber die obige Aufstellung spricht für sich. An der Entwicklung sind alle Generationen beteiligt. Wie schon betont, war die Grundlage des aufgekommenen Wohlstandes: Eiserner Fleiß, zäheste Ausdauer und echtes Gottvertrauen und so gelangten viele zu wirklichem Reichtum, was sich wieder auf die kulturelle Entwicklung auswirkte, die sich selbstverständlich mit der wirtschaftlichen Entwicklung zusammen hob. Alle Erwartungen des russischen Staates wurden übertroffen, denn gerade er und nicht nur die deutschen Siedler selbst, kam in den Genuß unerwarteter Einnahmen.

Nun ist leider zu unserem allergrößten Bedauern und zum allgemeinen Unglück mit dem Ausbruch des 2. Weltkriegs eine grundsätzliche Wendung zum Schlechten eingetreten und ein selten tragisches Geschick nahm seinen Anfang und beendete einen einmaligen, erfolgreichen Aufstieg der deutschen Siedler.

Die Nachkommen der auf den Aufruf zweier, russischer Herrscher: Katharina II., die man die Große nannte und Alexander I., gen Rußland gezogenen Auswanderer, die mutig und hoffnungsvoll die alte Heimat aufgegeben hatten, kamen nach 130-jähriger und noch längerer Arbeit in eine durch sie kaum noch zu meisternde Lage. Die Zeit ungetrübter, nur der Arbeit vorbehaltenen Tage näherte sich ihrem Ende. Schon die kleine Revolution von 1905 brachte für die größeren Gutsbesitzer ohne Unterschied der Nationalität hie und da sehr unangenehme Revolten, die Anlaß gaben, daß viele Gutsbesitzer ihre Familien in die Kolonien oder in die Städte verlagerten. Damals habe auch ich meine Landwirtschaft samt Viehzucht aufgegeben, alles liquidiert und das ganze Landgut von 1045 ha an einen Russen verpachtet. Zuerst zogen wir in die Stadt Nikolajew, wo wir uns im eigenen Hause auf die Dauer einrichten wollten. Es dauerte aber nicht lange, dann begannen auch dort die Revolten, so daß ich mich entschloss, mit Frau und Kind in die deutsche Heimat auszuweichen und zunächst nach München zog, wo mir meine Frau bald darauf einen Sohn schenkte. Von dort ging es nach Wörishofen, wo wir über ein Jahr blieben und erst als Zar Nikolaus II. ein Parlament einberief und neue Freiheiten proklamierte, wieder nach Nikolajew zurückkehrten, was 1907 der Fall war. Im gleichen Jahre

beschloß ich, mit meinem Schwager Bakosch in Odessa ein Großhandelshaus aufzumachen, in dem Eisenwaren und land- sowie hauswirtschaftliche Artikel geführt wurden. Dieses unter der Firma "Bakosch und Schardt" geführte Unternehmen erfreute sich bald eines guten Rufes und hatte dementsprechenden Erfolg. Die jährlich steigenden Umsätze hatten 1914 die Zahlen der in unserer Branche führenden Großhandelshäuser erreicht. Mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges befürchtete die Kaufmannschaft eine allgemeine Stockung der Geschäfte, was jedoch infolge entsprechender Regierungsmaßnahmen nicht der Fall war. So war denn die weitere Existenz der Firma gesichert.

Dafür kamen andere Sorgen: nachdem das russische Heer im Westen nur anfängliche Erfolge aufzuweisen hatte und die Lage an der russischen Westfront zusehends schlechter wurde, entschloss sich die russische Heeresleitung zu neuen Maßnahmen. Eines Tages kam ein Befehl des Oberbefehlshabers Nikolaj Nikolajewitsch aus dem großfürstlichen Hauptquartier, wonach alle Soldaten und Söhne der deutschen Kolonisten vom Westen nach dem Südosten an die türkische Front abtransportiert werden sollten. Im Innern des Landes gab es willkürliche Repressalien gegen die deutschen Volksgruppen. Es kam ein Versammlungsverbot und mehr als drei Deutsche durften nicht zusammenstehen. Der Höhepunkt aller Schikanen war die völlige Enteignung aller Ländereien, einschließlich der seinerzeit bei der Einwanderung zugeteilten, ersten Parzellen, die nunmehr über 100 Jahre in Familienbesitz waren. Das breite, russische Volk nahm diese Befehle keineswegs mit Jubel auf, im Gegenteil, es stand ihnen sehr ironisch gegenüber. Man wusste allgemein, daß wohl ein zaristischer Kriegsminister der Untreue beschuldigt wurde, nie aber einer der deutschblütigen Soldaten oder Offiziere. Auch hatte man nie von Vorrat oder gar Fahnenflucht gelesen, was zur Begründung der zaristischen Maßnahmen hätte dienen können.

Die dem Mütterchen Rußland in Generationen gebrachten Opfer waren ganz einfach vergessen und es berührte keinen der Befehlsträger, daß man Altern, deren Söhne auf dem Schlachtfeld für Rußland ihr Leben geopfert hatten, ganz einfach damit auf die Straße setzte. Hier geschah himmelschreiendes Unrecht!

Alle diese drakonischen Maßnahmen und Dekrete gaben mir Anlaß, vermehrt über den Sinn jeder Auswanderung in fremde Länder nachzudenken, mögen die Bedingungen auch noch so verlockend sein. Wenn ich auch selbst aufgrund meiner damaligen, sozialen Lage von der Landenteignung nicht direkt betroffen wurde, so kam ich doch zu der Überzeugung, daß mein wirkliches Vaterland nicht im Osten und am Ufer des Ingul-Flusses liege, sondern in Wirklichkeit am Rhein und in einem Lande, in dem Recht und Ordnung herrschen. Ich faßte damals den festen Entschluß, sobald sich Gelegenheit böte, dorthin zu ziehen, wo man nach all dem erlittenen Unrecht wenigstens einen Funken Mitgefühl finden würde. Die Vereinbarungen der UdSSR mit Deutschland vom Jahre 1939 ermöglichten meine Rückkehr in die alte Deutsche Heimat. Mit Extrazügen, per Schiff und als Trecks, die sich auf dieselbe, mühsame Art und Weise nach Westen bewegten, wie seinerzeit ihre Vorfahren gen Osten, wurden die Nachkommen der Auswanderer zunächst nach Österreich und später nach Deutschland geschafft.

Auch jetzt hieß es wieder: Faßt an! Es gibt kein Zurück! – Aber alle schikanösen Maßnahmen den Deutschen gegenüber konnten die Lage der russischen Heere nicht ändern und der

unselige Krieg wurde bis zum bitteren Ende weitergeführt, bis zum Zusammenbruch aller Fronten und bis zur anschließenden, großen Revolution im ganzen Lande.

Die Wirren im Lande standen unter dem Zeichen der Willkür der verschiedenen politischen Richtungen. Die Rebellenführer, wie Machno, Grigorieff und andere brachen in die Städte ein und belegten - in erster Linie die Kaufmannschaft - alle Bürger mit untragbaren Kontributionen, die viele Verhaftungen zur Folge hatten, wenn man sich über die tatsächlich zu zahlenden Beträge nicht einigen konnte. Auch mein Teilhaber Bakosch saß im Arrest und wurde erst nach erfolgter Einigung über die Höhe der Kontribution wieder freigelassen.

Meine Wohnung in Odessa war im eigenen Geschäftshause und hatte ihren Zugang vom Hofe her, der nur während der Nacht geschlossen wurde. Als ich eines Morgens dabei war, in meinem Zimmer die Zeitung durchzuschauen, standen plötzlich zwei Genossen vor mir und erklärten: Im Namen der Volksmacht: Sie sind verhaftet und müssen uns folgen! Auf meine Frage nach der Ursache meinten sie: "Das werden Sie auf dem Kommissariat erfahren". Es war mir klar, daß weiteres Fragen unnütz war und ich sagte deswegen: „Gut, ich fühle mich allerdings völlig frei jeglicher Schuld, aber ich füge mich dem Haftbefehl. Da es aber noch sehr früh ist und Sie sicher auch noch nicht gefrühstückt haben, so lade ich Sie dazu ein und ein Gläschen Wodka mit Schinken und eine Tasse Kaffee werden uns allen gut tun“. Nun waren damals miserable Zeiten und es herrschte große Lebensmittelknappheit. Aber wir hatten Dank unserer Schwiegereltern, die noch auf dem Lande saßen, noch so manche Vorräte. Sie versorgten uns von dem ca. 70 km entfernten Landgut immer wieder mit Lebensmitteln. Nach kurzem Zögern nahmen beide Genossen meinen Vorschlag an und wir setzten uns zu der am Frühstückstisch versammelten Familie. Nach einer guten Weile machte ich den Vorschlag, zu einer bestimmten Zeit auf dem Kommissariat zu erscheinen, ohne von ihnen durch die ganze Stadt begleitet zu werden, wo mich ja alle kannten. Der eine ging darauf ein, während der andere sich weigerte. Da stand mein jüngstes, damals erst 10-jähriges Töchterchen auf und umarmte diesen hartgesottenen Funktionär, gab ihm einen Kuss und meinte: „Mein Papa gibt Ihnen sein Wort, also können Sie, beruhigt sein, daß er kommt“. Daraufhin besprachen sich die beiden und sagten schließlich: „Gut, pünktlich um halb Zehn Uhr müssen Sie da sein.“ Dann gingen Sie. Als sie auf der Treppe waren rief ich hinterher: „Genossen, könnte es statt halb nicht Zehn Uhr sein? – Gut“, war ihre Antwort. Dieses plötzliche Einverständnis war schwer begreiflich, ja verdächtig und so schickte ich kurz darauf meine Kleine hinunter, um sich umzusehen und evtl. etwas zu hören. Sie kam bald zurück und sagte: „Papa, als ich zum Tor hinaus kam, sah ich gegenüber im Tor einen der beiden Genossen, die hier waren.“ Dies war für mich, nachdem mein Bruder Josef in Nikolajew als Vater von 8 unmündigen Kindern, der nie etwas mit Politik zu tun hatte, eines Tages auf der Straße verhaftet wurde und spurlos verschwand, das Signal nicht ins Kommissariat zu gehen und neue Entschlüsse zu fassen, nämlich zu flüchten!

Durch ein Fenster auf der anderen Seite des Hauses gelangte ich auf die entgegengesetzte Straße. Meine Frau ging mit der Kleinen bald darauf zu guten Bekannten und meine beiden älteren Kinder zu meinem Schwager. So warteten die Genossen vorgeblich, aber sie erschienen nicht lange darnach mit dem Möbelwagen und räumten unsere schöne 6 Zimmerwohnung total

aus. Mein Schwager verständigte darüber meine Frau durch einen Jungen des Betriebs und riet ihr, in keinem Falle in die Wohnung zurückzukehren. Die Kleider auf dem Leibe waren somit alles, was wir von der großen Wohnung gerettet hatten.

Was sollte nun weiter geschehen? Der eigene Herd war verloren, die Familie zerstreut, allerdings bei guten Freunden unter Dach. Ich selbst aber mußte mich wie ein Verbrecher verstecken, ohne jemals den Staate oder sonst jemanden Unrecht zugefügt zu haben. Vom Gedanken gequält, schließlich doch erkannt und erwischt zu werden und dann ganz verlören zu sein, sagte ich mir, daß dies kein Leben mehr ist, weder für mich, noch für Frau und Kinder und schon wenige Tage dieses Zustandes erschienen mir wie eine Ewigkeit. So entschloss ich mich denn aufs Ganze zu gehen und zur Flucht über die Grenze ins rumänische Bessarabien. Ich verkleidete mich als Landstreicher und wanderte zur Kolonie Straßburg, die im Kutschurgauer Gebiet nahe der rumänischen Grenze liegt, wo ich bei Pfarrer Valentin Böchler Zuflucht fand. Dort erkundete ich die besten Möglichkeiten zum Grenzübertritt und sorgte dafür, daß meine Frau und die Kinder nachkamen. Die Hilfsbereitschaft der dortigen deutschen Siedler war über jedes Lob erhaben, und sie ließen sich auch durch die grausamen und harten Strafandrohungen nicht davon abhalten. Es ist für mich Ehrensache, dies ausdrücklich hervorzuheben.

Die Vorbereitungen zum Überqueren des Grenzflusses, des Dnjestr zogen sich vor allem wegen der störenden Schmuggler hinaus. Während dieser Zeit kam die Nachricht, daß die Denikin Armee, geführt von zaristischen Offizieren, die Belagerung Odessas aufgenommen habe, was mich veranlasste, unsere Flucht zu verschieben und wir kehrten, nachdem Denikins Armee erfolgreich war, nach Odessa zurück. Zur Illustration dieser Periode des Vegetierens ließ ich gleich nach dem Abzug der Rebellen vom Dorfphotograph ein Bild machen, das zeigt, was man bei dieser Revolution durchmachen mußte. Dadurch wird auch alles anschaulicher für den, der von solchem Schicksal verschont geblieben ist. In Odessa versuchten wir, wenigstens etwas von unseren Möbeln und Kleidern wiederzufinden, was nahezu und trotz behördlicher Hilfe erfolglos war. Mein Schwager Bakosch hatte inzwischen Gelegenheit gefunden, mit seiner ganzen Familie per Schiff ins Ausland zu entweichen und so war denn von unserer einst so blühenden Firma keine Spur mehr vorhanden. Ich ging nun mit meiner Familie nach Nikolajew zurück, wo ich den Winter bei der Familie meines Neffen, Dr. Johann Duckart, verbrachte und von den Einkünften meines Hauses lebte, das damals das größte der Stadt war. Dann aber kam leider der Rückzug der weißen Truppen und wir mußten wieder nach Odessa zurück, wo wir uns auf ein möbliertes Ziemer beschränkten. Um zu Geld zu kommen, weil es ja an allem mangelte, hatte ich bei erster Gelegenheit, eines meiner Häuser verkauft. In unserem möblierten Zimmer fielen wir weiter nicht auf, ganz im Gegensatz zu Nikolajew, wo uns jeder kannte. Doch das Elend begann bald von Neuem: Es gab bald weder Holz, noch Kohlen, um zu kochen und zu heizen und man vegetierte im ungeheizten Zimmer, bei Tag und bei Nacht, und manchesmal mußte mein Schnurrbart vom Eis, das sich über Nacht gebildet hatte, befreit werden. Auch der Wassermangel war lästig und elektrischen Strom gab es überhaupt nicht. Kerzen und Petroleum wurden gesuchte Artikel, aber sie waren kaum zu haben, Man konstruierte mit etwas Fett seine eigenen Talglichter und freute sich über das brennende Wolläppchen. Kaffee wurde aus Möhren zubereitet und Suppe bestand aus dünner Gerstengrütze und anderen Samenarten.

Mit einem Wort: für die allgemeine Bevölkerung gab es so gut wie nichts, weder Lebensmittel, noch notwendigste Güter.

Nun begann auch wieder eine Zeit der Befehle und Verordnungen, die zusehends schärfer und ausführlicher wurden: Die neuen Machthaber ließen ihre Fäuste fühlen! Arbeitslose Jahrgänge wurden zu Straßenarbeiten in bestimmten Vierteln verpflichtet; jeder mußte irgendwo mithelfen und sich melden. Die Mehrzahl der Bevölkerung war arbeitslos und kam auf entsprechende Listen. Wer sich dem Pöbel nicht anschloss und auch bei Plünderungen nicht mitmachte und sich unterordnete galt als arbeitslos und reif für die Listen. Strengste Befehle ergingen im Bezug auf die Erfassung von Geld und Schmucksachen. Alles, bis auf aller kleinste Beträge, mußte abgeliefert werden, wobei Schmuck kurzerhand einfach konfisziert wurde. Mit dem Einmarsch der roten Armee waren rasch alle Banktresors leer und man hat von dem Inhalt nie wieder etwas gefunden. Dann kam eine Verordnung das jegliches Mehr als offiziell an Kleidern und Wäsche zwecks Ablieferung erfasste; ebenso war es mit dem Hausrat. Dieses Vorgehen erfolgte unter dem Motto: Aushebung der Überflüsse, wobei eine Kommission zur Durchführung der Aktion alles erfasste und später abholen ließ. Härteste Strafandrohungen und evtl. andere Gegenmaßnahmen mußten den Erfolg dieses Vorgehens sichern, das sanktionierter Raub war.

Bei einer solchen Aktion in unserem Hause, wo wir möbliert wohnten, verlor ich in einer Nacht die letzten 250 Tausend Rubel, unser letztes Geld überhaupt, das ich noch von dem Hausverkauf her besaß. Vor Beginn der Aktion hatte ich das Geld in einen, zu dieser Zeit leerstehenden Wasserbehälter gesteckt, denn die Toilette funktionierte ja nicht. Gewöhnlich wurden 2 Zeugen aus dem Kreise der Hausbewohner zu solchen Aktionen hinzugezogen und an diesem Abend hatte meine Tochter mit einem anderen Mieter zusammen Nachtwache, die täglich neu bestimmt wurde. Man begann in Wohnung Nr. 1 und wir in Wohnung Nr. 2 rechneten damit, in etwa einer Stunde an die Reihe zu kommen. Da erschien plötzlich unsere Tochter und sagte: „Die nehmen es sehr genau und es dauert länger. Sie schauen sogar in den Wasserbehältern nach“. Was tun? Nicht abgeliefertes Geld wurde sofort beschlagnahmt und bestenfalls kam man dann ins Gefängnis. Nach kurzer Überlegung packte ich das Geld in eine Zeitung und ließ diese vom Fenster aus in einen, auf dem Hofe stehenden Müllkasten fallen, in der Annahme, die Zeitung wieder heraufholen zu können, wenn die Kommission vor Tagesanbruch fertig sein würde. Aber die Herren waren zu gründlich und verließen das Haus erst am hellen Tag. Inzwischen hatte der Hofknecht den Hof gefegt und allen Kehrriech zum Sammelkasten gebracht, in dem mein "Wertpaket" war. Es lag nun nahe, diesem Hofknecht einen verlockenden Vorschlag zu machen; andererseits aber war dies gefährlich. Da erinnerte ich mich eines alten Bekannten, der stets links eingestellt war und als ehemaliger Lehrer zum Schulkommissar avanciert war. Vielleicht konnte er helfen? Er hörte mich auch an und meinte: „Es war gut, daß Sie nichts sagten, denn Sie hatten sich mit den illegalen Geld ihr eigenes Grab gegraben. Seien Sie froh, daß der Hofaufseher - die neue gehobene Bezeichnung - und nicht die Kommission das gefunden hat! - Im Übrigen, fügte er hinzu, sage ich Ihnen dies nur als gutem Bekannten. Die Lage verschlimmerte sich nun zusehends und an eine Änderung zugunsten der Bevölkerung war nicht zu denken. Nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich war die Bourgeoisie abgemeldet. Es hieß allgemein: wer nicht für uns ist, der ist gegen uns und denen

ließ das neue Regime keine Existenzmöglichkeit“ es war vielmehr auf die völlige Vernichtung dieser Kreise bedacht. Ich erwog deshalb aufs neue den schon einmal versuchten Weg der Flucht über die Landesgrenze nach Bessarabien. Geling sie, war alles gewonnen“ wenn nicht, dann konnte auch nicht viel anderes geschehen als jetzt und das hieß: Verhungern.

Wir setzten deshalb alles auf eine Karte und begaben uns getrennt und vorsichtig in das Kutschurgauer Gebiet in die Nähe des Grenzflusses Dnjester. Wiederum vergingen Monate und nun verschlechterte sich die politische Lage auch auf dem Lande und in den Kolonien. Täglich kamen Gerüchte über Grenzgänger, die verwundet zurückkamen oder von den Grenzern geschnappt worden seien oder von solchen, die gefallen sein sollten. Man warnte uns vermehrt vor diesen Gefahren. Da ich aber sicher war, früher oder später dochzudem unter Schikanen und Qualen drauf zu gehen, so entschied ich mich, auch die aller kleinste Chance zu nützen. Wir beschlossen, daß ich vorerst alleine gehe, um während des Winters die Familie über den gefrorenen Fluß nachzuholen. Am 20. August 1920 wagte ich das gefährliche Unternehmen und erreichte nach einem mühsamen Weg durch das Ufergebüsch den Fluß mit Glück und Gottes Hilfe. Ich kam vollends glücklich hinüber und fand bei einer herzensguten Winzerfamilie, Frau Lilli und Herrn Heinrich Sonderegger, dicht am Dnjester in einem freien Lande Aufnahme. Ich versuchte sofort alles, um meine Familie herüberzuholen, es dauerte aber lange bis sich eine Gelegenheit fand, denn der Winter begann sehr milde und der Fluß fror nie richtig zu. Als ich schon ganz verzweifelt war, da ich ja weiter keine Verbindung mit meiner Familie hatte und nur in dem Gedanken Trost fand, daß sie meiner wegen keine besondere Gefahr lief, da kam endlich in der 2. Hälfte des Februar 1921 klirrender Frost, der in 2 - 3 Tagen eine feste Eisschicht schuf. Am 20. Februar gelang es dann während eines Schneetreibens, das die Grenzwächter in ihrer warmen Stube festhielt, der ganzen Familie über den Fluss zu entkommen und in später Nacht konnten wir uns am freien Ufer um den Hals fallen. So war dieses schwierige Unternehmen voll geglückt und wir waren wieder beieinander, allerdings ohne Hab und Gut. Die gewonnene Freiheit und die wiedergefundene Ruhe des Gemüts mußten uns eben entschädigen. Über ein halbes Jahr verbrachten wir bei unseren Wohltätern und immer wieder lauschte ich nach drüben ins Land des "Paradieses" um zu erfahren, wie es zugehe im Kampfe zwischen Rot und Weiß um die Macht in dem einst so mächtigen Reiche, das für alle Raum und Nahrung hatte. Nun berichteten andere, herübergekommene Flüchtlinge davon, daß alles ruiniert sei und man nur noch vegetiere. Es könne keinesfalls so weitergehen und man erwarte einen neuen Umsturz. Nur allzu gerne schenkte man solchen Gerüchten Glauben und so vorbrachten wir abwartenderweise fast ein Jahr und hofften auf eine erneute Wendung des Schicksals. Schließlich aber ließen wir alle Hoffnung fahren und ich begab mich nach der nächsten, größeren Stadt "KISCHNIEFF", um dort für eine Existenz und für Unterkunft zu sorgen. Beides waren sehr schwierige Probleme, mehr noch die Wohnungsfrage. Und wieder hatten wir Glück, denn wiederum fanden wir edle Menschen, die dem Unglücklichen beistanden. Ein Kirchenwächter, der über 2 Zimmer verfügte, bot uns einen Unterschlupf. Unsere älteste Tochter verdingte sich sofort als Kindermädchen bei einer Familie mit zwei Kindern. Da sie dies auf die Dauer nicht befriedigte, so zog sie mutig nach Belgien, wo sie dann einen Ingenieur heiratete, mit dem sie heute in Ruhe und Frieden sich des eigenen Heimes erfreut und mit ihrem Mann ihr Wissen und Können dem Staate widmet. Die jüngste Tochter wurde von einer

wohlhabenden Familie mit mehreren Töchtern aufgenommen, da es dort auf ein Mädels mehr nicht ankam. Sie heiratete später in Rumänien einen Rechtsanwalt, der im Oktober 1939 nach Deutschland kam und späterhin, im Jahre 1952 nach USA auswanderte, wo die Familie am Michigansee in Milwaukee ansässig ist. Auch unseren Jungen konnten wir gut unterbringen. Er fand bei einer Familie, die wir aus Odessa kannten und die ebenfalls einen Sohn hatte, gute Unterkunft und durfte mit seinem jungen Freund dann gleich das Gymnasium besuchen. Er hat später im 2. Weltkrieg in Ehren die deutsche Uniform getragen und ist heute mit einer Leipzigerin in Stuttgart verheiratet und glücklicher Vater von drei hübschen Töchtern. Er ist als Mitarbeiter beim Finanzamt Stuttgart tätig.

Was nun mich und meine Frau anlangt, so wurden wir bei unserem Existenzkampf in Kischnieff von einem Warenhaus unterstützt, indem dies uns Aluminiumtöpfe zum Verkauf zur Verfügung stellte, mit denen ich gleich zu den kleinen Geschäftsleuten ging, die schon von Odessa her unsere Kunden waren. Es war eine schwere Zeit und ich war froh, bald eine Anstellung als deutscher Korrespondent in einem technischen Büro zu finden - allerdings mit geringem Gehalt, aber schon viel besser als die Arbeit mit dem Verkauf von Aluminiumtöpfen. Es waren immer noch Zeiten, in denen man manchmal fast verzweifeln konnte. Wenn ich überhaupt alles überstehen konnte, dann habe ich dies meiner lieben und tapferen Frau zu verdanken, die leider schon im Jahre 1950 in Leipzig verstorben ist. Sie war es, die mich immer wieder aufrichtete und tröstete. Immer wieder mahnte sie: "Bleibe fest und sei nicht wankelmütig! Nicht nur unsere Familie hat solch hartes Schicksal getroffen. Man soll nicht nur auf die schauen, denen es besser geht, sondern auf die, welche noch armseliger und schlechter dran sind und noch Schwereres durchmachen mußten. Wie schlimm und unmenschlich es manchmal auch zugeht, woran jedoch die Menschen selbst schuld waren, so gab es doch überall und immer einzelne edle Menschen, die, manchmal geradezu in väterlicher Weise halfen. Zufällig traf ich eines Tages den Fabrikanten P. Westen aus Wien, der in Rumänien eine Emaillefabrik hatte und den ich von Odessa her kannte. Unsere Firma "Bakosch und Schardt" hatte nämlich jahrelang von ihm Ware bezogen, insbesondere aus seinem früheren, polnischen Werk, das nach Rumänien verlagert worden war. Von der großen Wohltätigkeit des Herrn Westen, der zwei mit Mais vollbeladene Schiffe zur Bekämpfung der Hungersnot nach Odessa geschickt hatte, war ich bereits unterrichtet worden. Als er nun von mir erfuhr, daß ich die ganze Revolution von Anfang an miterlebt hatte, wobei alles verloren ging, da unterhielten wir uns längere Zeit über die Ereignisse und die allgemeine Lage. Er tröstete mich und meinte „Wenn Sie glauben, sich in Bessarabien durchsetzen zu können, dann will ich Sie gerne im Umfange Ihres vollen Bedarfs mit Emaillewaren beliefern. Ich weiß ja, mit wem ich es zu tun habe.“ Dieses Angebot leuchtete hell auf als strahlender Stern inmitten dunkler Nacht. So gründete ich Kischnieff eine neue Firma "N. Schardt & Co." Ich saß nunmehr also fest in der Hauptstadt des früheren, russischen Bessarabien mit dem ich von Odessa her in lebhafter Geschäftsbeziehung gestanden hatte, so daß für meine neue Firma ein Erfolg sozusagen garantiert war. Ich ging sofort an die Durchführung der neuen Aufgabe und sicherte mir die Mitarbeit qualifizierter Leute, beschaffte Lagerräume und alles Übrige, was nötig war.

Die Mehrzahl meiner bessarabischen Kunden war hocherfreut, mit mir wieder Geschäfte tätigen zu können, um ihren Bedarf an den verschiedenen Artikeln nunmehr direkt in Kischineff

und nicht mehr, wie seither, über Galtz in Altrumänien decken zu müssen. Meine Erwartungen haben mich nicht enttäuscht und es entwickelte sich ein flottes Geschäft, wobei man mir allenthalben Vertrauen schenkte. Das Existenzniveau meiner Familie hob sich beträchtlich und auch die Erwartungen meines Wohltäters wurden übertroffen, was mir besondere Befriedigung bereitete.

Allen diesen schweren Erlebnissen, den Plackereien, Strapazen und Quälereien, von denen auch von Euch, meine lieben Verwandten, nur vereinzelte verschont blieben, kann man nur gerecht werden, wenn man den Wahlspruch meiner Frau „Bleibe fest und sei nicht wankelmütig“ sich vor Augen hält. Der Mensch soll nie, in welche Situation er auch kommen mag, verzagen!

Wenn wir heute den früheren Wohlstand ganz, oder teilweise entbehren müssen, so müssen und können wir uns trösten mit dem Wiedergewinn unseres wirklichen Vaterlandes, das bemüht ist, uns einen schönen und versöhnenden Lebensabend zu bereiten.

Möge unsere Jugend in Erinnerung an die großen Leistungen ihrer Vorfahren eine gesunde, ebenso tapfere und treue Entwicklung nehmen und ihr Leben meistern!